



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jähns, Max: Deutsche Feldzüge gegen Frankreich. III.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutsche Feldzüge gegen Frankreich.

Von Max Jähns.

III.

Schon die nächste Zukunft bewies, wie recht der große Kurfürst hatte, als er dem Frieden von Nymwegen so ernstlich widerstrebte; denn dieser steigerte den Uebermuth Ludwigs XIV. in's Maßlose. Es schien wie empörender Hohn gegen den Friedensvertrag, daß der französische König in Elsaß und Lothringen jene verächtigten Reunionskammern einsetzte, welche unter der Maske juristischer Autorität ungemessene Annexionen vorbereiteten oder durchführten, und der frechste Schlag in das Antlitz des deutschen Reichs war die Ueberrumpelung und Behauptung von Straßburg. Tief und gramvoll war die Entrüstung der Deutschen. Sogar der Kurfürst von Mainz rief aus: „Oestreich ist nicht mehr fähig, das Reich zu schirmen; man muß sich einen anderen Kaiser wählen!“ Aber es geschah nichts derart; selbst ein Mann wie Leibniz wußte nichts Besseres vorzuschlagen, als ein „Accommodement avec la France“. Und wirklich lagen in diesem Augenblicke die europäischen Verhältnisse so ungünstig, daß Widerstand kaum möglich war. Konnte man sich wundern, wenn Ludwig fortfuhr mit seinen Reunionen?! 1684 nahm er Luxemburg und Trier. Wohl weigerte sich das Reich, das Geschehene anzuerkennen; Apathie und Verzweiflung dictirten jedoch einen 20 jährigen Waffenstillstand. Schon 1688 indeß begehrte Frankreich die Verwandlung dieses Provisoriums in einen festen Frieden, d. h. die rechtliche Anerkennung seiner Reunionen, und es stellte diese Forderung in der unerhörtesten Form: es fiel ohne Kriegserklärung in Deutschland ein.

Der Dauphin führte das Heer, welchem die ungedeckte Rheinpfalz auf den ersten Anlauf in die Hände fiel. Bis tief in Schwaben und Franken brandschatzten die plündernden Schaaren; ohne Widerstand fiel Mainz; durch Verrath gingen die Festungen des Kölner Erzstifts über. Alle jene Plätze zu behaupten war die französische Armee nicht stark genug, und dieser Umstand wurde der Vorwand zu dem scheußlichsten Attentat, welches jemals eine Nation an der andern verübt. Louvois war es, der den Gedanken

faßte, diejenigen Ortschaften, welche man nicht zu halten vermochte, aber auch den Deutschen nicht gönnte, schlechtthin zu verwüsten. Solche teuflische Logik verhängte über die kaum von früherer Unbill genesene Pfalz ein unnennbares Unheil. Städte wie Speyer, Worms, Mannheim und Heidelberg fielen als Opfer planmäßiger Zerstörungswuth. Die Grabmäler unserer Kaiser im Speyerer Dom wurden ausgewühlt und entehrt, und mit wie beredten Zungen sprechen noch heute die Schloßruinen zu Baden-Baden und Heidelberg von der erbarmungslosen Niederträchtigkeit jener Schergen des „allerchristlichsten Königs!“ *) — Nicht einmal ihren nächsten Zweck erreichte übrigens die empörende Schandthat. Sie sollte vor Allem Mainz sicher stellen; aber das deutsche Heer, welches sich am Mittelrhein unter dem Herzoge von Lothringen gesammelt hatte, nahm das wichtige Bollwerk nichtsdestoweniger wieder ein, und am Unterhaine dankte man den brandenburgischen Waffen die schnelle Zurückeroberung von Kaiserswerth, Rheinbergen und Bonn. — Inzwischen traten auch Spanien und Niederland in den Kampf gegen Frankreich ein, und nun wurde das wichtigste Kriegstheater wieder Flandern. — Ein siebenjähriger Krieg entspann sich, der zwischen Deutschland und Frankreich in geringen Schwankungen am Oberrhein herüber und hinüber geführt ward,

*) Ludwig hatte den Kriegsbeginn durch ein Manifest von unglaublicher Frechheit und Lügenhaftigkeit begleiten und motiviren lassen. Der Kaiser erwiderte dasselbe durch ein offenes Sendschreiben, als dessen Verfasser Leibniz gilt, und welches in vieler Beziehung merkwürdig ist. Es heißt darin: „Bekannt ist es dem ganzen Christlichen Erdkreise, daß als der Nimweger Friede bald nach seinem Abschlusse durch die Krone Frankreich verletzt wurde und ausgedehnte Provinzen unter den unerhörten Vorwänden der Reunionen und Dependenz von Kaiserreichen losgerissen wurden, wobei man zum Lohn gewisse Gerichtshöfe eingesetzt, in welchen französische Minister zugleich Kläger und Zeugen und Richter spielten — daß also endlich zwischen Kaiser und Reich einerseits und der Krone Frankreich andererseits ein Uebereinkommen über einen zwanzigjährigen, heilig zu haltenden Waffenstillstand getroffen wurde. Bekannt ist desgleichen, mit welcher Gewissenhaftigkeit, mit welchem Vertrauen in das Wort des Königs... die kaiserliche Majestät jenes Waffenstillstands Befolgung einhielt, so zwar, daß Unterthanen und Auswärtige sich höchlichst wunderten, wie die kaiserliche Majestät nichts fürchtete, während ihr Eigenthum überall der französischen Treue bloßgelegt war, .. und sich in wunderbarer Mäßigung hielt, damit es ja nicht irgend scheine, als habe der Kaiser das allzuliebkostliche Feuer der abergläubischen Politik Frankreichs geschürt oder auch nur mit Nadeln gestochen. — Und siehe wie dennoch jene Flamme, welche der französische Hof eine Zeit lang vertuscht hatte, unerwartet von neuem hervorbricht; Frankreich besetzt die Erzdiözese Köln, macht eine Invasion in die Pfalz... und bedrängt ohne Rücksicht auf das Gesez der uralten Gewohnheit, nach welcher Könige zum Kriege schreiten, das Reich mit unaufhörlicher Hinterlist und läßt endlich eine in Wortschwall sinkende Kundgebung eines nicht etwa angesagten, sondern begonnenen Krieges übermitteln, in welcher es seine Frechheit nicht etwa entschuldigt, wohl aber preist, wie wenn es den Krieg gegen wohlbedachte Herausforderer begönne... Die kaiserliche Majestät hat sich vorgenommen, wenn es Gott gefalle, die französischen Waffen auch jetzt mit glücklichem Erfolge zu überhäufen, die verborgenen Pläne Gottes anzubeten und zu loben, da Gott ja auch durch Attila seine Geliebten zur Besserung züchtigte; aber es erquickt kaiserl. Majestät in den menschlichen Dingen weit Besseres zu hoffen.“

während von Zeit zu Zeit größere Schlüge in den Niederlanden und Italien erfolgten, ohne daß sich maßgebende Entscheidungen ergaben *). Ermattung und Abspannung führten endlich zu dem Frieden von Ryswik, der die deutschen Anstrengungen schlecht belohnte: Straßburg ging dem Reich auf zwei Jahrhunderte verloren.

Dem langen Ringen um Flandern und Elsaß folgte nach nur dreijähriger Friedensfrist jener Kampf der Häuser Oesterreich und Bourbon um die spanische Erbfolge, welcher den Anfang des 18. Jahrhunderts bezeichnet und welcher abermals ganz Europa in Mitleidenschaft zog. Dieser Krieg fand Deutschland in tiefster Zerrissenheit. Dem Namen nach stand zwar das Reich auf Seite Habsburgs; aber mächtige Reichsgenossen, wie die Kurfürsten von Bayern und Köln, fochten unter den Fahnen Ludwigs XIV. Ihre reichsverrätherische Haltung bewirkte, daß sich der Kampf großen Theils auf deutschem Boden ausgebreitet hat. Auf der andern Seite waren es vorzüglich die Norddeutschen, welche Theil nahmen an den glorreichen Siegen Eugens von Savoyen und des Herzogs von Marlborough. Das Lied von „Prinz Eugen, dem edlen Ritter“ ist nicht umsonst noch heut ein Lieblingslied des preussischen Soldaten; nicht umsonst ist der Marsch des alten Dessauer „So leben wir, so leben wir“, mit dem er die furchtbaren Franzosenschanzen vor Turin gestürmt, noch heute jedem unserer Kinder so mundgerecht. — Auf eine nähere Betrachtung dieses 13jährigen Krieges können wir aber dennoch hier nicht eingehen, weil er nicht ein Krieg Deutschlands gegen Frankreich war, vielmehr die deutschen Stämme, die an ihm Theil auf Seite des Kaisers genommen haben, nur Bruchstücke sind der großen europäischen Coalition.

Es ist bekannt, wie sich der Krieg um die spanische Krone je länger je mehr zum Nachtheil Frankreichs wendete; dennoch ging Ludwig XIV. Europa

*) In den Niederlanden traten sich der Fürst von Waldeck und der Marschall von Luxemburg gegenüber und es kam im Juli 1690 zur Schlacht von Fleurus, in welcher die Holländer geschlagen wurden, ohne daß doch ein entscheidender Erfolg für Frankreich damit erreicht war. Vielmehr rückte Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der bald nach der Schlacht mit seiner Armee eintraf, bis über die Maas vor. Man hielt sich in diesem und im folgenden Jahre das Gleichgewicht; 1692 verloren die Niederländer die Schlacht von Neerwieden, worauf Ludwig XIV. selbst noch einmal auf dem Kriegsschauplatz erschien und Namur eroberte. Im folgenden Jahre vertrat ihn der Dauphin. Mit einem sehr überlegenen Heere rückte er gegen Ludwig von Baden vor, aber seine Kraft brach sich an der starken Stellung von Heilbronn. Ganz dasselbe Schauspiel wiederholte sich im Jahre 1694, ja der Rückschlag führte diesmal den Markgrafen Ludwig wieder in's Elsaß hinein, und es ließ sich überhaupt nicht verkennen, daß in den Heeren der Deutschen ein beständiger Fortschritt stattfand und ihre militärische Tüchtigkeit ununterbrochen zunahm. Diese Bemerkung hatte auch der Marschall von Luxemburg gemacht und kurz vor seinem Tode dem Könige nachdrücklich ausgesprochen. Dies Bewußtsein und Louvois' Tod ließen auf französischer Seite die Geneigtheit zu Friedensverhandlungen keimen. Freilich führten diese nicht sogleich zum Ziel, weil man deutscherseits anfangs nicht in die Abtretung von Straßburg willigen wollte; aber endlich mußte man sich doch dazu entschließen und alle folgenden Kriegsbegebenheiten hatten nur noch wenig Einfluß auf den Gang der Verhandlungen; das deutsche Friedensbedürfniß war zu stark.

gegenüber insofern als Sieger daraus hervor, als das Haus Bourbon wirklich den spanischen Thron bestieg. Größer jedoch waren noch die Erfolge gegen Deutschland. Die eigensüchtige Politik Oesterreichs hat alle Hoffnungen und Pläne der deutschen Patrioten: dem geschlagenen Frankreich das Elsaß wieder abzunehmen, kaltfinnig vereitelt*). Im Gegentheil: auch noch Landau ging verloren. So ward selbst dieser glücklich geführte Erbfolgekrieg ein neuer Anlaß zur Demüthigung des Reichs; und vielleicht geschah es in Erinnerung an diesen Erfolg, wenn Napoleon III. uns im vorigen Jahre abermals in einen Krieg um die spanische Krone verwickeln wollte. Freilich 1870 war das nur ein Vorwand, um mit räuberischer Faust nach der Rheingrenze zu greifen, ein Vorwand ganz desselben Schlages, wie ihn bald nach Ludwigs XIV. Tode der Cardinal Fleury ergriff, um Lothringen zu erwerben. Denn im Jahre 1733 überzog Frankreich das deutsche Reich mit Krieg, angeblich um zu verhindern, daß der Kurfürst von Sachsen König von Polen werde; es kämpfte indessen lässig genug und schloß Frieden, sobald der Kaiser sich dazu verstand, dem französischen Candidaten für Polen, Stanislaus Leszczyński, das Herzogthum Lothringen abzutreten, unter dem Vorbehalte, daß es nach dem Tode des polnischen Herrn definitiv an Frankreich falle. Oestreich empfing dafür Toscana, das Erbe der Medicäer. Die Dynastie Lothringenhabsburg verhandelte also ihr Stammland; sie erhielt indessen doch baare Zahlung. Was aber empfing das deutsche Reich, dessen Glied Lothringen war, dessen Schutz und Vormauer es bildete? Was empfing das Reich, als nun endlich diese Grenzmark, um welche es jahrhundertlang so blutig gerungen, dem Erbfeind überlassen ward? — Nichts, gar nichts!! —

Der Indifferentismus Oestreichs hatte die tausendjährigen Bestrebungen Frankreichs gekrönt. Darin lag ein Bindemittel. Der hergebrachte Gegensatz der Häuser Bourbon und Habsburg war indessen doch noch stark genug, um Frankreich sogar auf die Seite des deutschen Kaisers zu führen, als dieser einmal ausnahmsweise nicht dem Hause Habsburg angehörte. So geschah es, daß Ludwig XV. während des österreichischen Erbfolgekrieges mit dem bayerischen Karl VII. und Friedrich d. Gr. gegen Maria Theresia verbunden war. Bald aber erkannte Frankreich, daß nicht mehr Oestreich, sondern Preußen Träger des deutschen Staatsgedankens sei und von dem Augenblicke an allirten sich Bourbon und Habsburg. Die Franzosen fochten im siebenjährigen Kriege

*) Oestreich weigerte sich nämlich dem Frieden von Utrecht beizutreten. Bei diesem sollte Deutschland, Volingbrokes Forderungen zufolge, Straßburg und Landau zurückempfangen; dringend riefen die deutschen Minister, sowie der Prinz Eugen zum Beitritt. Aber die spanische Partei widersetzte. Der Kaiser setzte den Krieg fort mit ganz unzureichenden Mitteln. Hatte doch Holland bis dahin auf den Kampf 40 Millionen, das deutsche Reich nicht mehr als 4 Millionen verwendet; und während England jährlich 60 bis 70 Millionen zahlte, konnte der Kaiser besten Falles 6 bis 8 Millionen erschwingen. — Daher seine Mißerfolge beim Einzelkampfe, den er ohne Ueberlegung weiterführte.

auf Seiten Oestreichs. So großartige Systemwechsel sind nicht die Folge kleinlicher Neußerlichkeiten; eine spöttelnde Bemerkung über Madame de Pompadour bringt dergleichen nicht zu Wege. Das sind Strömungen, die in der Luft liegen, tiefe geheimnißvolle Instincte: es ist als wären die französischen Staatsmänner angeweht worden von einer Ahnung des Geistes von 1813 und 70, und daß auch ihre Kriegsmänner einen Vorschmack dieser Zeit erhielten, dafür haben gesorgt Noßbach und Minden.

Ihren eclatantesten Ausdruck fand die Verbindung Oestreichs und Frankreichs in der Vermählung Maria Antoinettes mit dem Dauphin, durch welche die Schwester Kaiser Leopolds ebenso in den Strudel französischer Revolution gezogen wurde, wie einst Gerberga, die Schwester Otto's des Großen. Doch nicht Oestreich, sondern Preußen trat in erster Linie als Vorkämpfer des legitimen Königthums in die Schranken. Zu einer Zeit, als Friedrich Wilhelm schon fest entschlossen war, das Schwert zu ziehn, hoffte der Kaiser noch immer auf die versöhnende Wirkung eines europäischen Congresses. Aber die fanatisch erregten Franzosen erklärten Jeden der Ihrigen, der an einem solchen Congresse theilnehmen würde, für „ehrlos“ und sandten 150,000 Mann an die Grenze. Ohne diesen Druck von französischer Seite wäre das Bündniß zwischen Oestreich und Preußen vielleicht nie zu Stande gekommen; denn die Collision der Interessen beider Staaten, namentlich in der polnischen Frage, war so tief greifend, daß an ihr und aus dem ihr entspringenden Mißtrauen auch die abgeschlossene Allianz später fortwährend krankte. Am 20. April 1792 wurde Ludwig XVI. in der Nationalversammlung genöthigt, einen Antrag einzubringen, an König Franz von Ungarn und Böhmen den Krieg zu erklären; und ohne Debatte mit brausender Aeclamation erhob die stürmische Versammlung den mit thränenersickerter Stimme ausgesprochenen Antrag zum Beschluß. So ging die Kriegserklärung, wenigstens die an Oestreich, nicht von Deutschland, sondern von Frankreich aus, wenn auch zugegeben werden muß, daß die drohende Haltung der deutschen Monarchien den Anlaß gab.

Auf französischer Seite debutirte Dumouriez mit einem Versuch auf die östreichischen Niederlande, der freilich in geradezu scandalöser Art scheiterte. Dieser Mißerfolg steigerte die Hoffnungen der Emigranten und die Illusionen der deutschen Kriegspartei, und so beschloß man denn im Mai zu Sanssouci den Angriff. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der so allgemein für den ausgezeichnetsten Feldherrn seiner Zeit galt, daß französische Factionen sogar den abentheuerlichen Gedanken gehegt, ihn an die Spitze ihrer Heere zu stellen, wurde mit dem Oberbefehl betraut. Er war dem Kriege abgeneigt und glaubte namentlich den prahlerischen Versprechungen der Emigranten in keiner Weise. Wenn jedoch einmal angegriffen werden sollte, so mußte es,

nach seiner Meinung, auch sofort und mit ganzer Kraft geschehn. Die günstigste Periode, in der die Verwirrung aller militärischen Verhältnisse Frankreichs sich in unglaublicher Weise geltend machte, verging jedoch leider den Deutschen, welche mit der Kaiserwahl beschäftigt waren, in säumigem Rüsten und mißtrauischen Erwägungen.

Erst am letzten Juli brach die Hauptarmee von Coblenz auf, um über Luxemburg durch die Pässe des Argonnerwaldes gegen Chalons s. M. zu operiren. Als sie sich der Grenze näherte, stand die französische Nordarmee unter Dumouriez zur Hälfte bei Sedan, zur Hälfte bei Metz, während die Rheinarmee unter Kellermann bei Weißenburg aufgestellt war. Dem vormarschierenden preussischen Hauptheer ergaben sich bis Anfangs September Longwy und Verdun, und Dumouriez ordnete nun den Rückzug an die Marne an, um sich hier mit Kellermann zu vereinigen, was auch gelang. Am 20. September indessen erschienen die Verbündeten auf den Höhen von Valmy, hinter der linken Flanke, ja nahezu im Rücken der Franzosen. Aber aus dieser strategisch wunderbar glücklichen Situation entwickelte sich bekanntlich keine weltgeschichtliche Entscheidungsschlacht, sondern nur eine Kanonade, welche für beide Theile fast verlustlos war und welche seltsamer Weise dennoch mit dem Rückzuge der Verbündeten endete. Anfangs sollte derselbe nur bis zur Maas führen, um hier eine Basis zu schaffen für den im nächsten Frühjahr zu erneuenden Feldzug; da jedoch Oestreich sein Heer zurückrief und sich die Gegensätze der östlichen Politik, namentlich bezüglich Polens, bedrohlich verschärften, so wurde der Rückzug bis Luxemburg fortgesetzt, und der Feldzug in der Champagne endete trostlos in jedem Sinne. Er scheiterte in letzter Instanz an dem gespannten Verhältniß der beiden deutschen Vormächte; aber auch der Dualismus der Heeresleitung, welche zwischen dem ritterlich kühnen Könige und dem methodischen, ja pedantischen Herzoge je länger, je mehr schwankte, die Hemmnisse der Kleinstaateret, die Verspätung des Feldzugsbeginns, die Nichterfüllung aller Versprechungen der Emigranten und endlich die Verheerungen der Ruhr hatten großen Antheil an dem Mißerfolge. — Was den Feldzug bedeutend machte, das war seine moralische Wirkung. Die militärische Demoralisation der Franzosen ließ nach; sie fühlten sich als ebenbürtige, bald genug als überlegene Gegner der Deutschen, und so führte das Nachspiel dieses Zuges zur Eroberung der Niederlande und zur Einnahme von Mainz durch die Franzosen. Und nun trat eine wunderbare schmerzlich gerechte Erscheinung hervor: Wie einst Heinrich II. und Ludwig XIV. ihre Landräubereien als Beschützer der deutschen „Libertät“ ausführten, so erschienen auch jetzt wieder die republikanischen Heere unter dem lockenden Aushängeschilder der „liberté.“ Und wie jene die

Fürsten, so fanden sich diese das Volk geneigt; denn nur allzu richtig beobachtete Goethe:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geredet,
 Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß;
 Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franzen;
 Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr begehrtet, geschieht!

Dennoch bräuchte es, vom Treffen von Valmy bis zur Schlacht von Hohenlinden, acht Jahre blutiger Kriegsarbeit, bevor die französische Republik auf dem linken Rheinufer wirklich Fuß faßte. Dreimal schlugen die Preußen sie noch jenseit des Rheines bei Kaiserslautern in der Pfalz, und nicht die Kämpfe am Rhein, sondern Bonapartes Siege in Italien brachten die Entscheidung. Freilich auch diese hätten nimmermehr die Gesammtheit der deutschen Nationalkraft zu brechen vermocht; aber von der war ja längst nicht mehr die Rede. Der verhängnißvollste Schritt war vielmehr geschehn: Oestreichs ränkevolle Politik im Osten hatte schon i. J. 1795 den König von Preußen veranlaßt, zu Basel mit Frankreich Separatfrieden zu schließen — eine genaue Wiederholung der traurigen Zustände, die einst dem großen Kurfürsten den Vergleich von Woffem aufgenöthigt hatten. Die Eifersucht der deutschen Vormächte war es, die dem gemeinsamen Feinde den Weg bereitete; und man darf behaupten: schon damals war die Beseitigung einer dieser beiden Mächte ein nationales Bedürfniß. Noch 71 Jahre dauerte es, bis die Schlacht von Königgrätz geschlagen wurde; aber ihre Nothwendigkeit ergab sich schon zu jener Zeit.

Seit dem Separatfrieden von Basel ist es denn auch nicht mehr Deutschland, welches gegen Frankreich kämpft, sondern, wie im Spanischen Erbfolgekriege treten nur Bruchstücke der Nation gegen die französischen Heere auf, über denen sich gleich einem riesigen Kometen in immer furchtbarerem Glanze Napoleons Gestirn erhebt. — Da zog denn die Geschichte die Summe aller deutschen Sünden! Das Jahr 1801 brachte den Frieden von Luneville, und mit ihm stand Frankreich an seinem bis dahin noch nie erreichten Ziele: der Rhein ward seine Grenze. Und dennoch — was das Aeußerste schien: es wurde überboten! Einander in eifersüchtiger Blindheit verlassend und verrathend, mußten die deutschen Stämme noch tiefer sinken. Immer in Deutschland selbst findet Napoleon die Basis seiner Feldzüge. Auf Schwaben und Bayern gestützt beginnt er den Feldzug von 1805; er stand bereits in Franken als 1806 der Krieg mit Preußen begann, und so brachte denn 1805 Ulm und Austerlitz, 1806 Jena und Auerstädt. — Am 1. August 1806 ließ Napoleon zu Regensburg die Rheinbundsacte überreichen. Er, so wie vier Kurfürsten und zwölf Fürsten, welche als Glieder des Reiches dessen Satzungen eidlich verpflichtet waren, erklärten, daß sie das deutsche Reich nicht

mehr anerkannt und als aufgelöst betrachteten, und wenige Tage später legte Kaiser Franz die deutsche Krone nieder. — Aber auch damit war das Maß noch nicht erfüllt! Zwar hatte Napoleon an jenem 1. August feierlich erklären lassen, daß er die Grenzen Frankreichs niemals über den Rhein ausdehnen werde; aber in demselben Augenblicke besetzte er Wesel und Kastell am Main. Man weiß es, wie er in diesem Sinne fortgefahren ist: nicht lange und Hamburg und Lübeck galten als Städte von Frankreich; die Fluthen des deutschen Meeres, ja der Ostsee bespülten „französische Küsten“.

Hier schließt die zweite Periode der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. Sie umfaßt einen Zeitraum von 360 Jahren, der sich in fünf deutlich erkennbare Abschnitte gliedert und ein unaufhaltsames stetiges Sinken der Macht und Größe Deutschlands widerspiegelt. Der erste Abschnitt ist die Zeit der habsburgisch-spanischen Vorherrschaft von der Mitte des 15. bis zu der des 16. Jahrhunderts. Sie weist noch einen Kriegszug in Frankreich auf, der selbst Paris bedroht. — Der zweite Abschnitt beginnt mit der vergeblichen Belagerung von Metz und endet mit dem Westfälischen Frieden. Während seines Verlaufes gehn für Deutschland die drei Bisthümer und das Elsaß verloren. — Der dritte Abschnitt umfaßt einen siebenjährigen Krieg zum Schutz der Niederlande, ein zehnjähriges Ringen gegen die Reunionen Ludwig's XIV., sowie den Kampf um die spanische und die polnische Krone. Schon ist Deutschland in so trauriger Lage, daß es bedenkliche Bundesgenossenschaft annehmen muß: im Jahre 1735, während des polnischen Krieges, bei welchem von allen Reichsfürsten fast nur Preußen treu zum Kaiser stand, erscheinen zum ersten Male die Russen am Rhein. Straßburg, Landau, Lothringen gehen dem Reiche verloren. — Im folgenden Abschnitte, dem der österreichischen Erbfolgekriege, wird die unmittelbare Einnischung Frankreichs in rein deutsche Angelegenheiten chronisch; wechselnd kämpft es gegen Habsburg und Hohenzollern, das Ziel der Schwächung Deutschlands fest im Auge — und endlich, in der Epoche der Revolutionskriege, trägt diese Verschärfung der innern Gegensätze des Reiches nur allzu üppig die erwünschte Frucht: Frankreich erreicht nicht nur die Rheingrenze, sondern es schlägt das Reich in Trümmer, und selbst die deutschen Küsten gehn verloren.

Es ist ein furchtbares Trauerspiel! Wie schwer, wie unaufhörlich gerungen worden, geht aus der einfachen Betrachtung hervor, daß auf die Zeit von der Thronbesteigung Ludwig's XIV. bis zum vollen Triumphe Napoleons I., also von 1643 bis 1809, nicht weniger als 66 Kriegsjahre fallen, in denen zwischen Franzosen und Deutschen gekämpft worden ist; also von je $2\frac{1}{2}$ Jahren ist eines immer ein Kriegsjahr. — 1806 war die Winter Sonnenwende Deutschlands. Von da an wachsen die Tage und werden wieder hell.

Und nun ein kurzer Ueberblick der uns allen wohlvertrauten Periode der Wiedergeburt!

Mit der preußischen Heeresreorganisation von 1807, mit der Staats-erneuerung von 1808 beginnt das neue Leben. Denn was auch immer den Russen und ihrem Winter, was auch dem Cäsarenwahnsinn Napoleons zu danken sei — Rückert hat Recht: „Der Geist, der die Preußen hat ange-
rührt, der hat's vollführt!“ — Von der Gunst der Umstände aber wurde dieser Geist nicht getragen; seine Flügelschläge wurden bis zur neuesten
besseren Zeit unerbittlich gehemmt durch die Uneinigkeit der deutschen Völker
und Fürsten und durch den Gegensatz der östreichischen Cabinetspolitik,
der bis unmittelbar in die Heeresleitung hinein seinen altbekannten läh-
menden Einfluß brachte. — Als Preußen sich 1813 erhob, war es außer
ihm noch todtenstill im deutschen Vaterlande. Hätten sich im März auch nur
die Sachsen den vordringenden Preußen und Russen angeschlossen: der Feld-
zug wäre vermuthlich im Mai zu Ende gewesen. Hinter einer Mauer von
Sachsen, Württembergern, Westfalen und Hessen wurden die jungen franzö-
sischen Rekruten eingeübt, mit denen der Kaiser den Kampf aufnehmen wollte.
— Jene ruhmwürdigen, aber schweren Kämpfe im Frühjahr 1813, schienen
sie nicht vergeblich geschlagen, als ein verhängnißvoller Waffenstillstand ein-
trat und der gewaltige Aufschwung der Nation einem unzuverlässigen diplo-
matischen Intriguenspiel preisgegeben war?! Und wäre Oestreich wol je dem
Kriege gegen Bonaparte beigetreten, wenn dieser nicht, trunken von Ueber-
muth, die unbegreiflich günstigen Bedingungen Metternichs zurückgewiesen
hätte! — Wie Wenige wagten damals weiter zu denken als an die Befrei-
ung Deutschlands bis zum Rhein! Erst nach der Schlacht bei Leipzig erhob
sich der Geist des Volkes zu kühneren Plänen, und der alte Arndt gab ihm
den richtigen Ausdruck: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands
Gränze!“ — Aber mit welchen Hindernissen hatten die zu kämpfen, in denen
dieser Gedanke lebendig ward! Mitte October war die Völkerschlacht geschla-
gen, und schon Ende desselben Monats schrieb Gneisenau an den König,
daß der Krieg am Rheine nicht zum Stillstand kommen dürfe, sondern sogleich
über denselben fortgesetzt werden müsse, und Müßling fügte hinzu: „Bleiben
wir diesseit des Rheines stehn und lassen uns von Unterhandlungen hinhalten,
so prophezeie ich eine blutige Campagne für 1814.“ — Dieser Geist jedoch lebte
nur im preußischen Hauptquartier. Die Andern boten noch von Frankfurt
a. M. aus dem Franzosenkaiser die „natürlichen Grenzen“, d. h. die Alpen,
die Pyrenäen und — den Rhein! Ein Winterfeldzug gegen Frankreich, der
sich den Sturz Napoleons und die Wiedererwerbung der linksrheinischen
Lande zum Ziele setzte, das erschien ihnen als ein Uergerniß und eine Thor-
heit. Oestreich fand ja sein Interesse durchaus nicht in kühner Ueberschrei-
Grenzboten I. 1871.

tung des Rheins, sondern in Oberitalien und in der Schweiz, und Fürst Schwarzenberg beschloß daher, mit der Hauptarmee gegen das Plateau von Langres, die Wasserscheide zwischen Saône und Seine, zu operiren. Hier hoffte er die französische Feldarmee nicht zu finden, aber durch strategischen Druck, durch die Erreichung eines anscheinend höchwichtigen geographischen Punktes dennoch Napoleon zum Frieden geneigt zu machen. — Einen Napoleon besiegen zu wollen, ohne ihn zu schlagen, das war ein Gedanke, den das Blüchersche Hauptquartier gar nicht zu fassen vermochte. Wieder wandte sich Gneisenau an den König und beschwor ihn, dem Feinde nicht Ruhe und Raft zu lassen. „Wohl,“ sagte er, „wenn wir fortfahren unsere Siegesbahn zu verfolgen, so liegt hierin eine Härte gegen den Soldaten, der so viel getragen, gekämpft und entbehrt hat. Die Hoffnung jedoch, durch einen vielleicht noch zwei Monate verlängerten Feldzug uns zwei Kriegsjahre, Ströme von Blut und zweifelhafte Schlachten zu ersparen, lassen mich über den Vorwurf der Härte hinwegsehn.“ Und nun legte er seinen Plan vor, wonach fast alle disponiblen Streitkräfte, über 200,000 Mann, sogleich den Rhein überschreiten und zunächst rasch auf Metz und Nancy operiren sollten, während am Nieder- und Oberrhein nur schwächere Corps die Planken deckten. „Haben wir zu der Zeit, in welcher die Rüstungen der deutschen Fürsten vollständig sein werden, Frankreich den Frieden noch nicht dictirt, so gewähren uns alsdann große Truppenmassen die Mittel, Paris zu bedrohen und durch Abschneiden aller Zufuhren zu erobern.“ — Es ist der Geist von 1870, der uns aus diesem Entwurf entgegenweht. Doch nicht wie jetzt herrschte und handelte ein einziger königlicher Wille! Vielmehr wie einst des großen Kurfürsten thatfreudige Energie an der verdächtigen Haltung Montecuccolis und Bournonvilles gescheitert, so brach auch jetzt wieder der östreichische Oberfeldherr dem kühnen Plan die Spitze ab. Damit nur überhaupt etwas zu Stande kam, mußte ein Compromiß gefunden werden. Dieser bestand darin, daß die Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg, 190,000 Mann stark, wirklich die Operation nach dem Plateau von Langres zur Ausführung brachte, und Blücher froh sein mußte, daß wenigstens ihm mit der schlesischen Armee (nur 76,000 Mann) der kühne Zug vom Mittelrheine her gestattet ward. — Wie Blücher diesen Zug ausgeführt, wie es ihm gelang, nicht nur Napoleon zu besiegen, sondern auch Oestreich zum Siege zu zwingen — das wird für alle Zeit bewunderungswürdig bleiben.

In Harren und Krieg

In Sturz und Sieg

Bewußt und groß!

So riß er uns

Vom Feinde los.

Am 1. Januar überschritt er den Rhein; am 1. Februar schlug er Napoleon bei La Rothiere. Es war zum ersten Mal, daß Bonaparte auf französischem Boden besiegt ward; es war überhaupt seit den Tagen der sächsischen Kaiser, seit mehr als sieben Jahrhunderten, das erste Mal, daß Frankreich auf altfranzösischem Boden gegen deutsche Krieger eine offene Feldschlacht verlor! Welch' ein Zeichen der Zeit! — Und dennoch Kleinmuth und Befangenheit im österreichischen Hauptquartier. Der Sieg bleibt unbenutzt, weil die Diplomatie dem Feinde Zeit zum Unterhandeln gönnen will. Mit weit vorgestreckter Hand bietet man auf dem Congreß von Chatillon die Grenzen von 1792 an und gewährt dadurch Napoleon Zeit und Mittel, geniale Fechterschläge auszuthelen, die ihm auf einen Augenblick Freiheit des Handelns, mit ihr aber auch den vollen Cäsarenhochmuth wiedergeben. Da endlich schließen sich die Verbündeten zu Chaumont fester aneinander und mit stolzer Entschiedenheit beginnt Blücher den Vormarsch auf Paris. Vergebens versucht Napoleon, bei Arcis-sur-Aube von Schwarzenberg geschlagen, mit seiner ganzen Macht auf die Rückzugslinie der Allirten zu drücken; diese Bewegung hat ebenso wenig Erfolg wie ihre Copie durch Gambetta-Bourbaki vom vorigen Monat; die Schlacht vom Montmartre entscheidet den Feldzug und der erste Friede von Paris wird geschlossen. — Wie wenig entsprach er den Hoffnungen, die seit der Schlacht bei Leipzig das Herz der deutschen Patrioten füllten! Schon der Waffenstillstand vom April sicherte den Bourbons die Grenzen von 1792. Mehr als eine Milliarde hatte Napoleon nach 1806 aus Norddeutschland herausgepreßt, und selbst eine theilweise Wiedererstattung dieser Summe wurde jetzt verwehrt. Bestürzt und erbittert vernahm Deutschland diese Bedingungen, die ihm der Wille Rußlands und Oestreichs dictirte. — Aber noch einmal wurde eine kostbare Gelegenheit geboten, um solche schweren Versäumnisse wieder einzubringen. Durch den wahnsinnigen Rausch der „Hundert Tage“ verwirkten die Franzosen alle Zugeständnisse. Noch auf dem Marsche von Waterloo nach Paris schrieb Blücher an den König: „Ich bitte nur allerunterthänigst, die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. Ew. Majestät werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden und wir werden nicht mehr nöthig haben, mit immer gezücktem Schwerte dazustehn.“ — Und wie der Feldherr, so der Kanzler. — Hardenberg legte eine Karte vor, auf welcher für Deutschland das ganze Elsaß und von Lothringen das Land von Metz und Diedenhofen zurückgefordert wurden, und begleitete diese Karte mit einer Abhandlung, in der es hieß: „Sichtbar hat die Hand der Vorsehung diese Gelegenheit herbeigeführt. Läßt man sie

entwischen, so werden Ströme Blutes fließen, und der Schrei dieser Unglücklichen wird von uns Rechenschaft dafür fordern!" Aber England, Oestreich und Rußland wollten keine dauernde Schwächung Frankreichs, und so erhielt Deutschland im zweiten Pariser Frieden Nichts zurück, als Landau und Saarlouis.

Wohl war es traurig, daß der Nation der Preis des Sieges vorenthalten ward; im Siege selber jedoch liegt eine wunderbar belebende Kraft; eins hatten die Deutschen wiedergewonnen: das Zutrauen zu sich selbst! Als im Herbstmonde 1840 derselbe Mann, der jetzt an der Spitze der französischen Regierung steht, den niemals entschlafenen Rheingelüsten seiner Landsleute amtlich drohenden Ausdruck gab, da begegnete er einer Stimmung, die ihn gewaltig stützen machte. Da klang es einmüthig hinüber: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" Da rief ihnen der alte Urndt zornig entgegen:

Wir wollen ein Liedchen euch singen
 Von dem, was die schleichende List euch gewann,
 Von Straßburg, von Metz und Lothringen!
 Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
 So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
 So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
 All-Deutschland in Frankreich hinein!

Es kam nicht dazu; Louis-Philipp war nicht der Mann, die alten Traditionen aufzunehmen; aber diese selbst sind, zumal seit jener Aufregung durch Thiers, in der französischen Nation auch nicht einen Augenblick zur Ruhe gekommen. Der freche Uebermuth, der sich in Alfreds de Musset Entgegnung auf das Rheinlied aussprach: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand!" — das war der Grundton ihrer ganzen Denkungsweise gegen Deutschland, und diese war es, der der Krieg entsprang. Nie ist ein Völkerkampf roher und grundloser vom Baune gebrochen worden als dieser letzte Krieg; und doch hätten die Franzosen gewarnt sein können. Seit 1815 war Preußen auf die doppelte Volkszahl gewachsen; durch die Heeresreorganisation war unsere Wehrkraft mehr als verdoppelt; ein Heeresfürst wie König Wilhelm, ein Feldzug wie der in Oestreich — das hätte wohl zu denken geben sollen. Aber es bewährte sich ein Wort, das J. J. Rousseau einst noch vor der französischen Revolution gesprochen: „Die Franzosen, wenn sie irgend wo ein freies Volk entdecken, so erheben sie sich auf das Gebot des Tyrannen, um dies Volk zu bedrängen!" Unerträglich war es ihnen, daß Deutschland wuchs und einig ward. — Zu dem alten Wuthgeschrei: Rache für Waterloo! gesellte sich der lächerliche Ruf: Revanche für Sadowa! und so kam es zum Kriege.

Wer ein Ereigniß von solcher Größe und Erhabenheit mit erlebt, wird es niemals völlig richtig beurtheilen können. Er gleicht einem Manne, welcher, unmittelbar am Fuße eines ungeheuren Thurmes stehend, hinausstarrt in eine Höhe, die er nicht zu schätzen vermag, die ihm aber leicht ein Gefühl des Schwindels erweckt. — Gott Lob! Von einem solchen hat unser Volk sich bisher frei zu erhalten gewußt! — Wenn aber auch das zulängliche Urtheil über den jetzigen Krieg einer in angemessener Sehweite stehenden Zukunft vorbehalten bleiben muß, so gewährt doch auch der Rückblick auf die Vergangenheit ein Hilfsmittel zu wenigstens annähernder Schätzung, und dies zu bieten, war der Zweck meines Vortrags. — Mit voller Ueberzeugung darf man es aussprechen: Alles, was die früheren Kämpfe mit Frankreich an Anstrengungen und Opfern, an Großthaten und Erfolgen aufzuweisen haben — es wird erreicht, ja es wird zumeist weit übertroffen von unserer wunderbaren großen Gegenwart. — Die mächtige patriotische Erregung der Befreiungskriege ist emporgewachsen zu vollem tiefen Nationalbewußtsein! Was seit grauer Vorzeit nicht geschehen war: ganz Deutschland folgte Cines Königs Heerbannruf! — Nicht im Bündnisse mit eifersüchtigen Nachbarvölkern, nicht mehr gelähmt durch die Bundesgenossenschaft von Oestreich, sondern allein und frei hat unser Volk seine Schlachten geschlagen und seine Fahnen ferner westwärts aufgepflanzt, als jemals, ferner selbst als in den Tagen der glorreichen Ottonen. — Die mannigfaltigen Goldzacken unserer vaterländischen Kronen, kleine und große, sie wurden im Feuer zusammengeschmiedet und wölbten sich zur deutschen Kaiserkrone über unsers Heldenkönigs Haupt. — Wieder erstanden ist Deutschland, und in seiner Hand liegt seine Grenze. — Fünffmal sind im Laufe der Geschichte die Deutschen siegreich vor Paris erschienen, nur einmal die Franzosen vor Berlin; nicht hierin also findet ihr Dünkel seine Stütze. Dieser fußt vielmehr auf dem geraubten Ländereerbe Deutschlands und wird nicht eher weichen, als bis das Erbe wieder heimgefallen ist.

Morgen Nacht läuft der Waffenstillstand ab*); dann werden wir wissen, was Frankreich will. Was wir selber wollen, wissen wir aber schon jetzt, und wir sind Sieger! Darum erregt uns der dünne Schleier, welcher in dieser Stunde noch Erfüllung und Entscheidung verdeckt, kein banges Grauen; gleicht er doch einem solchen Vorhange, wie er ein schon vollendetes Meisterwerk nur noch bis zum Augenblicke der feierlichen Enthüllung verbirgt.

Möge dies erhabene Denkmal unserer Tage von uns mit heiliger Ehrfurcht, mit heiligem Dank empfangen werden und mögen die drei französischen

*) Diese Abhandlung wurde am 25. Februar d. J. im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin vorgetragen.

Feldzüge unseres Jahrhunderts der Welt dieselbe Goldfrucht zeitigen wie einst die drei Siegeszüge der sächsischen Kaiser: einen halbtausendjährigen Frieden mit Frankreich!

Weber Carl Maria von Weber's Oper „Oberon“.

Von Fr. Wilh. Jähns.

(Schluß.)

Aufführungen.

Singende Personen der Oper sind: 1. Rezita, 2. Meermädchen: Soprane; 3. Fatime: Mezzo-Sopran; 4. Puck: Alt; 5. Hüon, 6. Oberon: Tenore; 7. Scherazmin: Baryton; Chor: 2 Soprane, 2 Alte, 2 Tenore, 2 Bässe. — Die erste aller Aufführungen fand statt am 12. April 1826 zu London auf dem Coventgarden-Theater daselbst. Bei derselben wurden gesungen 1. und 2. von Miß Paton und Miß Gownell; 3. von Mad. Vestris; 4. von Miß Cawse; 5. und 6. von Mr. Graham und Mr. Bland; 7. von Mr. Fawcett. — W. war dazu am 16. Februar von Dresden über Paris nach London gereist. Schon lange vor seiner dortigen Ankunft wurde diese, als bevorstehend, durch die Presse verkündet. In Dover sah er sich von Seiten des Directors des Passbureaus mit größter Auszeichnung bewillkommnet und aller sonst persönlich zu beobachtenden Formalitäten überhoben. Am 5. März in London angekommen, wurde ihm schon Tags darauf ein glänzender Empfang von Seiten des Publicums zu Theil. Bühne und Sänger, für die er seinen Oberon schrieb, kennen zu lernen, besuchte er am Abend das Theater. Am 7. meldet er darüber der Gattin: „— Um 7 Uhr fuhren wir nach Coventgarden, wo Kobroy, eine Art Oper nach Walter Scott, gegeben wurde. Ein prachtvoll decorirtes, nicht übermäßig großes Haus. Wie ich so an den Logenrand trete, um es ordentlich zu besehen, ruft auf einmal eine Stimme: „„Weber! Weber ist hier!““ und obgleich ich mich schnell zurückzog, brach doch ein solches Jubeln, Applaudiren, Bivatrufen aus, das gar kein Ende nehmen wollte, so, daß ich mich mehrere Male zeigen und unterschiedliche Buckerle machen mußte. Nun wollten sie durchaus die Duvertüre zum Freischütz haben u. und jedesmal, wenn ich mich sehen ließ, ging der Sturm los. Zum Glück begann die Duvertüre des Kobroy, und es wurde nach und nach wieder Ruhe u.“ — „Nun kann ich Dir auch freudig versichern, daß Du wegen Sänger und Orchester ruhig sein kannst. Miß